

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 58.

Donnerstag, 9. März.

1916.

Sintje.

(4. Fortsetzung.)

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Klara Gohrath.

[Nachdruck verboten.]

Brüssel, das neue, vornehme, das mag sich brüsten mit seinem Justizpalast, uns Marolliens aber ist er ein böses Gesicht. Wir haben einen Fußtritt bekommen, den wir nicht verwinden werden. Ich weiß die Zeit noch, da wir stolz waren, Marolliens zu sein. Heute sind wir sehr klein geworden, sehr klein! Aber das kümmert euch Kinder nicht, ihr habt die alten Zeiten nicht gekannt. Ihr fühlt nichts und denkt nichts, euch brennt's nicht im Herzen wie mir, das Damalige, das Vergangene!

Der Knabe hinter dem Tisch legte seine Arbeit nieder, seine blaßblauen Augen glühten. „Doch, doch“, sagte er, „mich kümmert's. Wenn ich meine Stücke schreibe, sollen sie in der alten Zeit spielen, ehe der Justizpalast stand, als die Herzogin von Arenberg und die Grafen von Merode noch zwischen uns wohnten, und alle Leute sollen da hören, wie es damals so anders war bei den Marolles, so ganz anders, so viel schöner!“

Die Gese schüttelte den Kopf, als gebe sie wenig auf die Beschreibungen des Knaben. Sie hockte etwas abseits vom Tisch auf dem dreibeinigen Schenkel. Der Schirm der Lampe warf einen grünen Schein auf ihr grotesk häßliches Gesicht, aus dem die rotumranderten Augen scheel und böse schauten. So bot sie einen Anblick dar, der wohl geeignet war, abergläubische Gergenfurcht wachzurufen, die beiden Kinder aber waren längst an ihre abstoßende Häßlichkeit und an ihre sibyllenhafte Art des Erzählens gewöhnt.

„Weiter, Großmutter, das war der Justizpalast, aber nun von dir und den kleinen Schwestern! Von dir selber, Großmutter, wie du noch jung warst!“

Nun lachte die Alte aus heiserer Kehle, indem sie den Oberkörper dazu wie im Schmerz hin und her wiegte.

„Wie ich jung war! Jawohl, jung bin ich gewesen! Und Eltern habe ich gehabt. Einen Vater! Und was für einen Vater! Und eine Mutter. Ja. Verhauen und mißhandelt hat er sie, jedesmal, wenn er besoffen heimkam, und besoffen kam er immer heim. Mich schlug und stieß er auch, nur die zwei Kleinen nicht, denn die steckten wir weg, wenn wir ihn kommen hörten, Mutter und ich. Ich war die Älteste. Mutter war ein schwaches Weib. Eines Nachts ist sie weggestorben, verläßt wie ein Dicht. Ich war die Älteste, zwölf Jahre war ich alt; ich habe die zwei Kleinen an die Hand genommen und bin aufs Polizeibureau gegangen und habe sie gebeten, Vater wegzunehmen wegen der Kleinen, damit er sie nicht zuschanden schlägt. Mein wollte ich wohl für die Kinder sorgen, wenn sie mir nur den Vater vom Gasse hielten, so sagte ich ihnen. Sie aber fragten mich, ob denn Vater und Mutter nach dem Gasse gekaut worden seien. Ja, das waren sie, im Rathhaus sowohl wie in der Eglise de la Chapelle. „Ja, dann hat euer Vater Macht über euch, dann macht, daß ihr heimkommt“, sagten sie.

„Aber er hat Mutter geschlagen, bis sie gestorben ist“, sagte ich.

Da fragten sie: „Ist sie an seinen Schlägen gestorben?“

„Nein, am Hunger“, sagte ich.

„Als eure Mutter euren Vater heiratete, stellte sie sich freiwillig unter seine Macht“, erklärten sie mir, aber ich wollte mich nicht aufreiben geben. „Aber nun wird er die Kleinen schlagen!“

„Der Vater hat Gewalt über seine Kinder“, sagten sie wieder. „Wenn er einem von euch aber einen ernstlichen körperlichen Schaden zufügt, könnt ihr wieder kommen und Klage gegen ihn einreichen.“

„Dazu wird's dann zu spät sein; wenn er die Kleinen zu fassen bekommt, bringt er sie um“, gab ich ihnen zur Antwort, und weil ich so häßlich war und noch so klein und so frech dazu, lachten sie und schüttelten die Köpfe über mich. Dann wiesen sie einen Schutzmann an, uns nach Hause zu bringen und dem Vater eine Mahnung zu erteilen, uns gut zu behandeln. Ich aber trauete wohl: Nachher, wenn der Schutzmann wieder aus dem Hause ist, bringt dich der Vater um und dann haben die Kleinen niemand mehr. Denn ich war die Älteste.

Aber der Vater war nicht zu Hause und kam nicht heim die ganze Nacht. Der Schutzmann hat lange bei uns in der Stube gesessen und auf ihn gewartet, und die Kleinen haben mit den blanken Knöpfen an seinem Rock gespielt, und dann ist er gegangen und hat versprochen, am nächsten Tage wiederzukommen. Das hat der liebe Gott extra so eingerichtet wegen der Kleinen, wachte ich, denn damals glaubte ich noch, der Herrgott habe ein freundliches Auge über die Schwachen und die Wehrlosen. Ich habe dann die Schwestern an der Hand genommen und bin mit ihnen davon gegangen. Weit, weit hatten wir zu gehen, denn ich wollte bis ans andere Ende von Brüssel, um mir dort einen Dienst oder eine Anstellung in einer Fabrik zu suchen. Die Kleinen waren das Gehen nicht gewöhnt, ich mußte eins um eins andere tragen und schleppen.

Ich habe eine Stelle gefunden und habe die Kinder zu einer Frau in Kost und Logis gegeben. Viel konnte ich der nicht zahlen, aber gerade genug, daß sie nicht zu hungern brachten. Sie haben es nicht allzu schlecht gehabt, die Kleinen. Des Sonntags habe ich sie gewaschen und spazieren geführt auf der Verte Allee, sie waren beide schöne Kinder, ich war mächtig stolz auf sie. In unser Viertel habe ich sie nie gehen lassen, des Vaters wegen, sie hätten ihm Begegnung können. Erst nachdem wir erfahren hatten, daß er tot sei, sind wir dahin zurückgezogen. Vater war in der Trunkenheit einem Bierwagen in den Weg gelaufen und überfahren worden. Nun waren wir frei.

Die Gese hielt inne. Sie saß da und starrte in eine Ecke der Stube, als lese sie dort ihre tragischen Geschichten ab, und rang wie gepeinig die knöchernen Finger ineinander.

„Großmutter — wie ging's weiter mit den kleinen Schwestern?“

„Wie's weiter ging? Wie's den Mädchen allen geht! Groß wurden sie, und die Männer sahen nach ihnen, und sie nach den Männern. Die eine hat sich einem Mann vor dem Standesamt verschrieben. Er hat getrunken, wie Vater trank, sie und die Kinder geknechtet und ihren hauer erworbenen Verdienst verbraucht, wie es ihm nach dem Gesetz zukam, als Herrn. Ihr Ältester war ein Krüppel, die drei Jüngern schwachsinzig. Zum Glück starben sie alle vier früh. Und sie starb auch, sie starb auch, so wie unsere Mutter gestorben war, bescheiden in der Nacht, ohne Mähe.“

Die andere aber hat einem Manne geglaubt, der ihr von Liebe vorschwätzte, und hat ihn zu Willen getan, was er immer von ihr verlangte. Bald ist er ihrer überdrüssig geworden, denn sie war sanftmütig und ohne Frisch. Als sie ihr Kind zur Welt brachte, war kein Vater da, der das Geld für seine Ernährung geschafft hätte. Sie selbst war zu schwach, daß sie für sich und das Kind hätte genug verdienen können. Ich lag krank zu der Zeit. Sie wollte es nicht verhungern sehen, so trug sie es vor die Tür reicher Leute. Die würden es nicht auf ihrer Hausthürschwelle verderben lassen, meinte sie. Aber sie hatte den Schutzmann nicht gesehen, der hinter ihr stand und ihr zusah, wie sie das Kind auf die Steinstufen bettete. Er hat sie und das Kind mitgenommen aufs nächste Polizeibureau. Dort ist sie verhört worden, ob sie ihr Kind habe aussetzen wollen? Ja, weil sie die Kraft nicht habe, es zu ernähren, und der Vater sich nicht um sein kleines Kimmern wolle, sagte sie. „Seid ihr vor dem Standesamt getraut worden?“ haben die vom Gericht da gefragt. Nein, das war sie nicht, das hatte sie nicht für nötig erachtet: da war ja die Liebe gewesen!

„Dann geht uns der Vater des Kindes nichts an, und Ihr allein seid verantwortlich für des Kindes Leben und Gedeihen. Ihr habt Euer Kind aussetzen wollen, das verlangt Strafe.“

„Ich hab's nicht wollen verhungern sehen“, hat sie noch einmal zu ihrer Entschuldigung vorgebracht, aber sie haben sie eingesteckt. Ihr Kind durfte sie bei sich behalten, und nach ein paar Tagen waren sie beide tot.

So ist's den zwei kleinen Schwestern gegangen, die ich vor dem Vater gerettet hatte. Sie waren schöne Kinder, und ich war stolz auf sie.“

„Ehen schickten die jungen Zuhörer nach der Alten Limbör. Was hatte sie nur? Wem drohte sie?“

Den hageren Arm reckte sie aus und schnittelte die Haut. Und sie lachte dazu. Ein schauerliches Lachen, das ihnen Angst machte, wenngleich sie nicht verstanden, warum?

„Herrgott, ist das deine Gerechtigkeit? Wo flehst du in deinem Himmel? Bist du taub und blind? Oder oehen wir dich nichts an? Sind wir nicht deine Kinder? Weißt du nichts von uns? Da beten sie alle zu dir und beten und beten, aber was schert es dich in deinem Himmel? Wenn du nur wolltest! Ich habe doch die Kinder groß gebracht, ich, ein schwacher Mensch, ein zwölfjähriges Mädchen, und du, wenn du nur wolltest mit all deiner Kraft und Macht? Warum willst du nur nicht? Herrgott, ich frage dich, ich verhöre dich, du bist mir Antwort schuldig! Warum das alles? Du, du, warum hast du uns geschaffen, warum müssen wir uns quälen in dieser Welt? Herrgott —“

Sie brach in einem heiseren Schluchzen ab und verstummte.

Die Kinder am Tisch getrauten sich nicht mehr nach ihr hinzusehen. Tief hielten sie die Köpfe gesenkt und kostelten an ihrem bunten Hlitter mit zitternden Fingern.

(Fortsetzung folgt.)

Der Karneval der Lebensmittel.

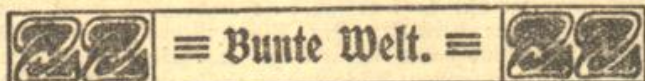
Wie ein fast unglaublicher Spuk berührt es uns, wenn wir in diesen Tagen der Lebensmittelordnung eines der merkwürdigsten Kapitel der mittelalterlichen Geschichte aufschlagen und darin lesen, welche Mengen man damals zu speisen vermochte und welche wunderliche Ansichten über Wert und Bedeutung mancher Nahrungsmittel im Schwange waren. Da tadelten Menschen mit Magen, deren Aufnahmefähigkeit einem Saurier ohne gemacht haben würde, an mit Speisen überladenen Tischen, tranken aus Gefäßen, deren Formen und Namen irgendein übermütiger Futurist erdacht zu haben schien und fabelten von den seltsamsten Mitteln gegen Luthuch und Kabenjammer, während entkistete Weltverbesserer in ungeschlachten Worten gegen die Völlerei konterten. Es war ein Karneval der Lebensmittel, der sich bis hinein in das 18. Jahrhundert erstreckte, wenn auch mit allmählichen Abschwächungen. Welchen Umfang in den täglichen Lebensgewohnheiten allein das Auftreten einer neuen Speise hervorrief, dafür zeugt ein Brief der Frau von Wäntzen, die über das erste Erscheinen der Erbsen als junges Gemüse am Hofe Ludwigs des XIV. schreibt: „Die grünen Erbsen blieben fortwährend den Hauptgegenstand aller Unterhaltungen; die Ungebildeten, welche zu essen, die Fremde und der Triumph, solche genossen zu haben und sie bald wieder zu essen, sind die drei Punkte, um die sich seit vier Tagen alle Gespräche unserer Prinzen drehen. Es gibt Damen, welche, nachdem sie an der königlichen Tafel ausgiebig zu Abend gegessen haben, vor dem Schlafengehen noch eine Schüssel grüne Erbsen verzehren, selbst auf die Gefahr hin, sich den Magen gründlich zu verderben. Alle Welt ist wie toll darauf!“ Wer sich damals einen Menschen mit unseren langen Tabellen über den Gehalt der Nahrungsmittel an Eiweißstoffen, Kohlehydraten, Zellgeweben und Wasser genähert hätte, der hätte eine böse Beschämung erleben können. Für wissenschaftliche Objektivität bestand kein Interesse. Dafür war man um so schneller mit sehr subjektiven Bosheiten bei der Hand, wofür die geradezu angeberliche Liste von Spitznamen für deutsche Biere allein schon ein schlagendes Zeugnis ablegt. Da haben wir z. B.: Bismarck in Grimma, Dorfstaufel und Menschenfett in Jena, Zenserschütz in Wien, Hausnuss in Magdeburg, Gosenmilch in Dransfeld, Krabbel an der Wand in Eisleben, Nord und Totschlag in Merseburg, Quadeleisch in Ebernburg, Toller Brangel in Breslau. Wo ist der Magd Bett in St. Eilau, Schweiß im Raden in Güstrow. In denjenigen Gegenden, in denen zwar enfig Wein, aber kein guter gebaut wurde, sah man schnell auf die zunehmende Ausbreitung des Bieres. So beschloß der Rat einer schwäbischen Stadt „die Endetel des Bierbrauens in allweg abzutun.“

Zu ernsteren und bisweilen blutigen Kämpfen führte manchmal der Konkurrenzkampf zwischen Bierbrauenden Städten, wie z. B. zwischen Bittau, das nach Bauer 1390 die größte aller deutschen Brauereien besaß und sich das Recht erwarbte, überallhin sein Bier auszuführen, während es gleichzeitig die Einfuhr fremden Bieres verbot, und Görlitz. Man sah aber nicht nur dem Konkurrenzman auf die Finger, sondern prüfte auch das eigene Bier genau auf seine Güte. Über solche Bierprüfungen wird aus Bernau in der Mark berichtet. Danach zechten Bürgermeister, Marktmeister und Vogt in Bierprobehöfen, die aus starkem, gelbem Leder bestanden, drei Stunden lang auf einer Bank, über die vorher ein Krug Bier ausgeschüttet worden war. Die Wirkung des Bieres im Kopf und die Kraft, die notwendig war, um die ledernen Höfen von der Bank loszureißen, waren maßgebend für die Güte des Bieres, das nach alter Ansicht leben mußte. Die wunderlichsten Sachen spukten früher durch die Köpfe. Ein gewisser Simon Pauli erklärte u. a., daß der Bierensatz, aus dem man übrigens Champagner, Met und Bier bereite, Sommerprossen vertreibe und die Mäde aus dem Käse verschleufe. Noch in den Briefen des Generals de la Motte Fouqué an Friedrich den Großen finden sich die absonderlichsten Mittel. So schreibt er einmal an den König: „Ich wünschte nur, Sie, daß Sie Ihre verdamnte Kofel in Ordnung halten könnten. Ich bitte Sie inständigst, ein Weinglas Provençal auf geröstetes Brot und darauf ein Glas Wasser zu nehmen, und Sie werden in Zeit von einer Stunde hergestellt sein.“oller als die eßbaren Dinge haben zu allen Zeiten die Getränke die Phantasie der Menschen verwirrt. Man darf nicht nur sagen — der Männer, denn auch die



Vom Guten zum Bösen ist kein Sprung,
Der Übergang ist unmerklich gemacht,
Wie der Tag durch die Dämmerung
Sich verliert in die Nacht.

Frauen Heben einen guten und ausgiebigen Tropfen. Wie-
weit dies manchmal ging, dafür zeugt die Bekanntmachung
des Rates einer süddeutschen Stadt, in der es heißt: „Den
Weibern, so dem Trunk ergeben, sollen vom Stadtschneid-
Jettel an den Kopf geheftet werden mit den Worten: „Ver-
soffene Stragurschel“. Groß und ungeschlacht wie die Riesen-
weinfässer, die man damals baute und von denen das be-
kannteste das Heideberger Faß ist, wild und unbändig wie
der Durst, den sie zu stillen hatten, war aber auch die
Sprache der Entrüstung, mit der einzelne gegen die Trunken-
holde eiferten. So sagt ein Pfarrer: „Wo werden die
Trunkenbolde hinkommen? Nirgendshin, denn ins ewige,
höllische Feuer! In solches Rab gehören solche Säul!“ Gleich
den Trachten des Mittelalters ist diese ganze, bunte Mannig-
faltigkeit heute zum größten Teil vergessen und mit ihr der
lippige Krang unzähliger wunderlicher Geschichten, die sich
daran knüpfen und aus denen derb und ungesund das Ge-
sicht unserer Nation lugt. Wie ein Spuk liegt dies alles
hinter uns, in seiner Art auch ein Zeugnis für die unver-
muthliche Gesundheit des deutschen Volkes, das heute die Welt
der Lebensmittel in eine neue Ordnung zwingt.



Aus der Kriegszeit.

Welche Kriegsbücher werden in Amerika am meisten ge-
lesen? Der Krieg hat den Büchermarkt nicht nur in den
Ländern der Kriegführenden selbst stark beeinflusst, sondern
auch dem Interesse des Lesepublikums in den neutralen
Staaten eine neue Richtung gegeben. In Europa und auch in
Amerika trat eine neue Art von Büchern in Erscheinung, die
sich unter der Bezeichnung Kriegsliteratur am treffendsten
zusammenfassen läßt. Auch in Amerika wurde der Bücher-

markt mit Kriegsliteratur aller Art überhäuft, und ein
Artikel im Brooklyn „Daily Eagle“ gibt uns Auskunft
über die Frage, welche Kriegsbücher in den Vereinigten
Staaten am meisten Interesse erwecken: „Nicht die vielen
Reisbücher, Reisebücher und Gedenkbücher der Diplomaten und
Regierenden haben in Amerika den größten Leserkreis gefun-
den, sondern die meistgelesenen Werke sind zwei Bücher, die
bereits vor Kriegsausbruch verfaßt worden waren. Das eine
ist das Werk des deutschen Generals Bernhardi. Bereits
lange vor dem Ende des ersten Kriegsjahres waren die Auf-
lagen dieses Buches in Amerika ausverkauft, und die neuen
Auslagen finden auch jetzt noch reichenden Absatz. Das zweite,
ebenfalls vor dem Kriege geschriebene populäre Buch ist eine
Arbeit des Professors Evans von der Oxford-Universität.
Schwerer ist es, festzustellen, welche der erst im Kriege ge-
schriebenen Bücher am meisten gelesen werden. Hier muß
man wohl dem Buch des Berichterstatters Richard Hartwig
Davis „Mit den Alliierten“ den ersten Preis zusprechen und
zwar schon deshalb, weil dieser Autor wirklich an der Front
war, was man nicht von allen Autoren behaupten kann, die
uns über den Krieg berichten. Das Buch ist frei von Partei-
nahme und beschränkt auf reine Schilderung. Hunderte von
Büchern, Broschüren und Abhandlungen, welche die Fragen
der Kriegsurachen, besonderer Begebenheiten und wahr-
scheinlich Nachwirkungen behandeln und hundert von
Prophezeiungen und Betrachtungen der Folgen des Welt-
krieges werden gelesen. Aber sie sind nicht so populär wie die
angeführten Werke, und wohl kein Autor wird mit so allge-
meinem Interesse gelesen wie Bernhardi. Im übrigen wird
von unsern Männern und Frauen noch immer am meisten
gelesen, was unterhaltend und spannend ist, mehr jedenfalls
als das Ernst, nur mit Gründlichkeit zu Erfassende. Unter
den Kriegsauctoren allerdings macht Bernhardi eine Aus-
nahme.“



* Monatskalender.

Gemüsegarten: Bei trockenem, frostfreiem Wetter und
leichtem Boden können ins freie Land gesät werden: Peters-
falte, Korb- und Portulak, Sauerampfer, Spinat, alle Kohlsorten,
Mohrrüben, rote Rüben, gelbe Rüben, Schwarzwurzeln,
Salat, Radies, Rettiche, Zwiebeln, Erbsen und dergl. — Um-
graben der Spargelbeete. — Auspflanzen ins freie Land der
zum Sammentragen bestimmten und überwinterten Gemüse-
pflanzen. — Verpflanzen und Verteilen der Rückenstruben,
wie Schnittlauch, Sauerampfer, Pfefferminze, Primpernelle
und dergl. — Herrichten der Erdbeerbeete. — Obstgarten:
Vorbereiten des Reinzugs, Ausputzens und Beschneidens der
Obstbäume, Spaliere und Sträucher. — Anlegen lebender
Hecken und Jäune. — Vertilgen der Raupennester. — Schützen
der frühblühenden Spaliere gegen Nachfröste durch Dedeln
oder Bretter. — Ziergarten: Auskauf der Blumenpflanzen in
das Mistbeet. — Auspflanzen der Frühjahrsblumen in das
freie Land. — Verteilen und Verpflanzen älterer Stauden-
gewächse, gleichzeitiges Düngen derselben mit Kompost oder
kurzem Düng. — Von Mitte des Monats ab: Aufbeden und
Beschneiden der Rosen. — Ausbessern von Büden im Rasen.
H.

* Oberhessische Nutzgärten.

Anlage und Aufteilung. — Bewirtschaftung: Bodenbearbeitung,
Düngung, Sonne und Schatten, Samen, Blumenschmud.

Der Nutzgarten hat unter den jetzigen Kriegsverhältnissen
mehr als sonst an Bedeutung gewonnen und man muß sich
mehr als früher mit seiner Anlage und Bewirtschaftung be-
schäftigen. Ich fand in einem oberhessischen Städtchen eine
große Anzahl solcher kleinen Hinterhöfen, die durch ihre Größe
und Lage mich sofort an die Schrebergärten der Großstadt er-
innerten. Ihr ganzer Zustand, ihre Anlage und Pflege er-
hebt sich jedoch weit über den unserer Schrebergärten. Man
kann viel von ihnen lernen, und deshalb sei an dieser Stelle
etwas darüber gesagt.

Anlage und Aufteilung. Die Gärten liegen
außerhalb der Stadt, dicht gedrängt zusammen. Sie sind
umgürtet und bündelweise geschlossen durch gut gepflegte
lebende Hecken. Ihre Aufteilung ist äußerst einfach durch
geradlinige Wege, die fast durchweg von alten niedrigen Buchs-
bäumen eingefast sind und sich fast immer auf den Mittelpunkt
des Gartens, eine Laube oder Bank, aufbauen. In dieser ein-
fachen Form ist fast der eine Garten wie der andere, und
durch diese Einheitlichkeit schließen sich die Gärten zu einem
großen Garten zusammen. Für das Auge und den Gesamt-
eindruck hat es etwas ungemein Wohltuendes gegenüber der
Verschiedenheit und oft ungewöhnlichen Aufteilung unserer
Schrebergärten.

Bewirtschaftung. Die ganze Bewirtschaftung
zeigt, daß Hände daran arbeiten, die des Gärtnerns nicht un-
kundig sind. Von den Eltern haben die Kinder es gelernt, und
man ist die Arbeit gewohnt. Hinzu kommt weiter, daß
fast jeder Gartenbesitzer eine kleine Landwirtschaft nebenher
betreibt, von der er mehr oder minder die Notwendigkeit der
sorgfältigen und richtigen Bodenbearbeitung, Düngung und
Sonne- und Schattenverhältnisse kennt.

Bodenbearbeitung. So liegt der größte Wert
dieser Gärten nicht in der Kunst der Anlage, sondern in der
Kunst der Bewirtschaftung. Wie peinlich sorgfältig sind diese
Gärten vor dem Frost des Winters gegraben. Kaum ein
einziges liegt dazwischen, das nicht gestutzt ist. „Der Frost
macht den Boden dieses Jahr nicht locker, das Frühjahr wird
uns mehr Arbeit bringen“, sagte mir neulich ein Garten-
besitzer. Auf die Herrichtung der Beete im Frühjahr vor dem
Eien und Pflanzen legt man besonderen Wert. Man bedeckt
den Boden vor dem Durchhacken mit dem Wergahn mit ge-
siebter Kohlenasche und schafft dadurch eine lockere Oberfläche.
Der Wert des Bodens während der Sommermonate ist richtig
erkannt. Man kam von selbst darauf. Das Wasser ist knapp,
beim Wasserleitung hat man noch nicht, und vom Brunnen
ist es weit zu tragen. Der Vater hat es dem Kinde ge-
lehrt, daß ein gut gelockter Boden die Nachschaffung
leichter anstammt als ein harter, kausiger Boden, und somit
manches Gehen gespart wird.

Düngung. Der Wert der Düngung ist jedem Landbewohner ohne weiteres klar. Allerdings hat man es auch leichter, meist auch billiger als in der Stadt, wo die besten Düngstoffe durch das Schwemmsystem fortgespült werden müssen. Aber der Erfolg ist hier wie dort der gleiche, und ohne Düngung lassen sich Erfolge nicht erzielen. Deshalb ist es der größte Fehler, an Dünger zu sparen. Wenn er auch teuer ist, es muß sein.

Auch die sommerlichen Düngungen mit Jauche oder in Wasser aufgelösten Aufstößen fand ich hier vorzüglich angewandt. Dementsprechend waren auch die Ernten. Das Gemüse ist bei den meisten Familien in reichlicher Menge vorhanden. Hülsenfrüchte, Bohnen und Erbsen ganz besonders, sie helfen jetzt den ärmeren Familien leichter über die schwere Zeit der allgemeinen Teuerung hinweg.

Sonne und Schatten. Einen Fehler, den man allgemein in den Gärten findet, ist die falsche Verteilung von Sonne und Schatten. Ich fand zwar hier auch noch große Fehlgriffe, immerhin eine ganze Reihe von Gärten richtig angeordnet. Die Bäume waren da zu kleinen Baumgärten auf Mauergrund zusammengeschlossen. Im übrigen Teil waren in weiten Abständen Buschbäume und Spaliere derart gepflanzt, daß die Sonne ungestört hereinströmen kann. Stachel- und Johannisbeerenbüsche standen in genügenden Abständen längs den Wegen. In einem Garten fand ich eine Böschung, die durch Terrassierung entstanden war, vorzüglich ausgenutzt. Die ganze Länge war mit Schattenamarellen-Büschen bepflanzt, die auf diese Weise die Fläche ausnützten und durch ihre verhältnismäßig geringe Höhe dem dahinterliegenden Garten keine Sonne wegnahmen. Man muß gerade bei den Aufgärten darauf achten, daß die Beete der Sonne ausgesetzt sind. Drücken Bäume auf Gemüse, so kann man sich die Mühe der Arbeit, des Düngens, Grabens usw. sparen. Das Gemüse schießt und an eine lohnende Ernte kann nicht gedacht werden.

Samen. Auf die Beschaffung des Samens legt man auf dem Lande größeren Wert als in der Stadt. Nicht allein hier im Oberhessischen, sondern auch im Rheinhessischen, in der Pfalz usw. fand ich ganz vorzügliche kleine Samenhandlungen, die von ersten Firmen ihre Samereien beziehen und damit auf dem Lande einen manchmal recht schwunghaften Handel betreiben. Man prüfe deshalb vor dem Einkauf, jedenfalls aber vor der Aussaat und befrage sich bei Kennern. Von den wichtigsten Gemüsesorten suche man sich seinen Samen selbst zu ziehen, indem man die besten Pflanzen dazu auswählt.

Blumenschmuck. Des Blumenschmuckes entbehren diese Gärten keineswegs. Um die Lauben sind kleine Blumen-gärtchen angelegt, die zumeist ganz originelle Grundriss-lösungen zeigen. Damit verbunden stehen alte Büsche von Goldregen, Flieder, Jasmin und andere mehr. Längs den Wegen befinden sich oft Rabatten für ausdauernde Stauden und Sommerblumen. Die Wegkronung ist durch besonders hohe und schöne Stauden hervorgehoben.

Man soll diese Blumen im Aufgarten nicht unterschätzen. Sie machen das ganze Gartenbild freundlicher, sie erhöhen die Freude des Aufenthalts und tragen indirekt dazu bei, daß die Arbeiten leichter und besser von der Hand gehen und eine lohnendere Ernte erzielt wird.

H.

Selbstgezogene Stecklinge für Blumenkästen und Balkons. Um im Frühjahr eine größere Anzahl Pflanzen für das Schmücken der Blumenfenster und Balkons zu besitzen, sollte man jetzt davon gehen, sich diese selbst heranzuziehen. Dazu stellt man die bisher überwinterten Blumentöpfe, wie Fuchsie, Hortensie, Pelargonie, Fingerringel usw., am geheizten Zimmer ans Fenster, überprüft sie leicht mit lauem Wasser und hält sie ständig feucht, doch nicht naß. Die bald darauf sich zeigenden frischen Triebe, an denen sich einige Blättchen angefügt haben, schneidet man, wenn sie etwa $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Finger lang sind, glatt ab und steckt sie in kleine bereitgehaltene Töpfchen, die man unten mit Mistbeerde und oben mit einer Schicht Torfmoos, mit Sand untermengt, gefüllt hat. Nachdem man die kleinen Stecklinge rings am Topfrande entlang etnge-pflanzt, überbraust man sie mit lauem Wasser und deckt sie am besten mit Gläsern zu, damit die Luft abgekühlt wird, wodurch sie leicht Wurzeln bilden. Man schütze sie durch Verhüllen mit Papier vor Sonnenstroben, unter denen sie verdorren würden, und läßt ihnen zum Bewurzeln genügend Zeit. Nachdem dieses geschehen, pflanzt man sie einzeln in

kleine Stecklingstöpfchen und gießt sie auch jetzt noch wenig, aber gleichmäßig. Ein zweites Umtopfen ist ihnen sehr dienlich, doch geschehe dies erst Anfang Mai, damit sie tüchtig gefräftigt sind, wenn sie nach der Mitte des Monats ins Freie gestellt werden sollen. Als Dünger für sie ist schwefelsaurer Ammoniak sehr dienlich, von dem man auf 2 Liter Wasser 4 Gramm rechnet. Er muß zuvor darin aufgelöst sein und wird wöchentlich nur einmal angewendet.

Die Bedeutung der Erdmischungen beim Umpflanzen der Zimmergewächse. Will man sich nach dem Umpflanzen eines gefunden Fortkommens der Pflanzenpflege erfreuen, so sei man in erster Linie auf die richtige Zusammenstellung der Erde bedacht; von ihr allein hängt das gesunde Gedeihen einer Pflanze ab. Macht sich das Erneuern der verbrauchten Erde nötig, so ersehe man sie durch nährstoffreiche, den Bedürfnissen des betreffenden Gewächses angepasste Erde. So gibt es z. B. Kompost-, Mistbeet-, Laub- und Rasenkommerde sowie Heideerde, von denen die Mistbeet- und Komposterde die gehaltvollste und nährstoffreichste Erde ist. Sie wird im allgemeinen jeder Topfpflanze zu einem gewissen Teile beigegeben. Die Hauptfache für den Pflanzenfreund ist man, für seine Zimmerpflanzen die richtige Erdmischung zusammenstellen zu können, falls er sich diese nicht gleich fertig vom Handelsgärtner beschafft. Für Blumenliebhaber, die des Mischens unkundig sind, sei in Kürze angegeben, welche Erde sie bei den einzelnen Pflanzen zu verwenden haben, und zwar bedürfen alle Arten Palmen, Arotylien, Drogen, Baumfarne, Sammi- und Lorbeerbäume einer Mischung von 1 Teil Heideerde, 1 Teil Mistbeet-, 2 Teilen Laub-, 1 Teil Rasenerde und $1\frac{1}{2}$ Teil Sand. Diese verschiedenen Erd-sorten werden gut untereinander gemischt, bevor sie in den Blumenkübel gefüllt werden. Bei dieser Mischung gedehet auch die Primeln, Alpenveilchen, Balsaminen, Begonien, wie auch die Ampelpflanzen, Petunien, Passionsblumen, Fingerringel, Hierbaengel u. a. m. Für blühende, schnellwachsende Exemplare wie Fuchsie, Pelargonien, Heidekraut, ist solche Erde am zuträglichsten, die aus 2 Teilen Mistbeet-, 1 Teil Laub-, 2 Teilen Rasenerde und 1 Teil Sand besteht. Aber auch der Oleander, die Zimmerlinde und die Myrte gedeihen in dieser Erdmischung prächtig, nur sei noch bemerkt, daß die beiden erstgenannten eine Verabreichung von gemahlenen Hornspänen und Mischung beanspruchen.

Die Lilie bedarf eines lockeren, nahrhaften, jedoch nicht frisch gedüngten Bodens und Halbschatten zu ihrem Gedeihen. Bei frostfreiem Wetter im März legt man ihre Zwiebeln 15 bis 20 Zentimeter tief und hält den Boden mäßig feucht. Besonders schöne Sorten sind die Türkenbunzlilie, die weiße, Goldband-, Tiger-, Safran-, Niesen- und Feuerlilie.

Stiefmütterchen. Diese so beliebte reichblühende Teppich-beetpflanze ist aus sehr zeitiger Frühjahrsaussaat, auch aus Samen zu ziehen. Einfacher aber ist die Aufzucht, wenn man die jungen Pflänzchen vom Handelsgärtner bezieht und in Abständen von 15 Zentimeter reihenweise pflanzt. Sie liebt reichliche Düngergüsse und Begießung. Die schönsten Blüten werden dann erzielt, wenn die Beete mit gut verrottem Mist vorbereitet werden. Empfehlenswerte Sorten sind Cassier, Obier und Niesen-Pensées und die neue deutsche Züchtung Germania.

Die schöne blaue Lobelia eignet sich sowohl zur Zimmerkultur wie auch als Teppichbeetpflanze oder zur Einfassung von Beeten im Freien vorzüglich. Die angetriebenen Pflänzchen sind käuflich, so daß sich die Anzucht aus Samen erübrigt. Leicht nahrhafter Boden und ein heller sonniger Standort tragen zu ihrer Entwicklung bei, ebenso lohnen sie wenn auch nur mäßiges, gleichmäßiges Begießen durch einen reichen Blütenfior. Die besten Sorten sind: Ruhm von Koblenz mit tiefblauen Blüten, Goldfelle mit blauen Blütensternen und goldgelben Blättern, und Schwabenmädchen mit weißem, blau-gerandeten Blütenstern.

Um Basilicum, diese feine Gewürzpflanze zum Würzen von Suppen, Sosen, Ragouts usw. in Blumenkästen oder -töpfen selbst ziehen zu können, setze man den Samen im März in lockere Erde und bedecke diese mit darauf geströmtem Glas, wobei man den Topf im warmen Zimmer am Fenster aufstellt. Die einzelnen Pflänzchen versetzt man dann später in größere Töpfe oder in Kästen und schneidet das würzige Kraut derselben vor der Blüte ab, um es, getrocknet, in gut verschließbaren Büchsen aufzubewahren.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Original-Artikel ist nicht gestattet.